

WELTWOCH.CH

Ausgabe 45/07 | Magazin

Ständerat

Diener vieler Herren

Philipp Gut

Verena Diener war die erste grüne Regierungsrätin im Kanton Zürich und eine Hoffnungsträgerin für viele. Nun will sie in den Ständerat. Freuen über die Kandidatur will sich niemand mehr so recht. Als Regierungsrätin hat es Diener geschafft, sich überall unbeliebt zu machen.

Als sie 1995 in die Zürcher Regierung gewählt wurde, war das eine kleine Revolution. Verena Diener war die erste grüne Regierungsrätin im Kanton. Und eine Hoffnungsträgerin für viele. Obwohl nicht mehr ganz jung (nämlich 46), stand sie für einen Aufbruch: Die ökologische Bewegung war in der Exekutive angekommen, in einer verheissungsvollen Form. Die Neue war eine Frau, attraktiv, charmant, überzeugend in ihren Auftritten. Sie gehörte weder dem Establishment des Wirtschaftsfreisinns an, das nach Jahrzehnten an der Macht fett und realitätsblind geworden war, noch verströmte sie den verpönten Stallgeruch der aufwärtsstrebenden Underdogs der SVP. Diener schien eine perfekte Wahl.

Zwölf Jahre und drei Amtsperioden später sieht alles ein wenig anders aus. Diener strebt erneut ein Mandat ihres Kantons an, diesmal im Ständerat. Am 25. November tritt sie im zweiten Wahlgang gegen Ueli Maurer (SVP) an. Doch Hoffnung mag ihre Kandidatur kaum mehr auszulösen. Selbst das linke Milieu geht auf Distanz, die Aufbruchstimmung ist Durchhalteparolen gewichen. Wer Diener auf den Wahlzettel schreibt, tut das, wie den Leserbriefspalten zu entnehmen ist, «zähneknirschend und ohne Begeisterung» oder «ohne Euphorie» oder bloss, um den «totalen Triumph der SVP zu verhindern». Niemand scheint Diener wählen zu wollen, weil er Diener wirklich will.

Die Resignation sitzt tief. «Zum ersten Mal in meinem Leben», schreibt ein Arzt aus dem zürcherischen Wald, «werde ich der SVP respektive Ueli Maurer meine Stimme geben mangels einer vernünftigen Alternative.» Und es sind nicht nur Leserbriefschreiber, die so denken. Der Tages-Anzeiger hat, von Chefredaktor Peter Hartmeier bis zum Lokalressort, ungewohnt scharfe Worte gefunden. Auf Tele-Züri sagte Hartmeier, dass die Leute umso kritischer von Diener redeten, je näher sie mit ihr zu tun hätten. In der Zeitung wurde die Kandidatin regelrecht demontiert: «Ein heuchlerischeres Spiel», hiess es dort, «hat man kaum je erlebt.»

Was ist da passiert? Wie ist aus der einstigen Strahlefrau bestenfalls das klei-ner-e Übel geworden? Es gibt aktuelle und längerfristige Ursachen. Geradezu dramatisch verlief Dieners Imageverlust in der Woche nach dem ersten Wahlgang vom 21. Oktober. Chantal Galladé, ihre linke Mitbewerberin (SP), hatte 10000 Stimmen mehr gemacht als sie. Trotzdem zog sich Diener nicht aus dem Rennen zurück. Hinter den Kulissen lief ein merkwürdiges Spiel ab. Die Grünliberalen (zu deren Gründungsmitgliedern Diener gehörte) und die SP konnten sich nicht auf eine Kandidatin einigen. Medienberichte, wonach der Politologe Claude Longchamp den Kampf durch eine «Potenzialanalyse» entscheiden sollte, stifteten zusätzlich Verwirrung. Die SP war, wie ihr politischer Sekretär Daniel Frei sagt, «sehr irritiert». Sie wusste nichts von einem solchen Auftrag an das Polit-Orakel von Bern. Der Vorstoss kam von grünliberaler Seite. Als die SP am Mittwoch ankündigte, dass Galladé kandidieren werde, liessen die Grünliberalen noch während der Pressekonferenz der Sozialdemokraten ein Communiqué raus, in dem sie das «Vorpreschen» der SP kritisierten. Dennoch konnte sich Diener nicht entscheiden, ins Rennen zu steigen. Sie war unsicher und zögerte. Parteichef Martin Bäumle übte Druck auf sie aus. Nach zwei weiteren Tagen des Wartens und Lavierens gaben die Grünliberalen am Freitag schliesslich Dieners Kandidatur bekannt. Nachmittags um 14 Uhr zogen sich Galladé und die SP zurück. Eine Partei mit 20 Prozent Wähleranteil liess einer Splitterpartei mit 7 Prozent den Vortritt. Einer Partei zudem, die es nur in vier Kantonen gibt.

Larmoyanz und Überzeugungsvermögen

Die Art, wie Diener Galladé «weggebissen» hatte (Tages-Anzeiger), kostete sie Sympathien. Die SP teilte mit, sie sei «enttäuscht und verärgert». Auf dem Parteisekretariat trafen Mails ein, deren Absender verkündeten, sie würden lieber Maurer als Diener wählen, er sei «persönlich sympathischer». Nicht nur die linke Basis reagierte mit Unverständnis. Koni Loepfe, Präsident der SP-Stadtpartei, schrieb in der Parteizeitung, Maurer könnte gewisse Anliegen des Kantons womöglich besser vertreten als Diener. SP-Kantonalsekretär Daniel Frei gibt «offen zu», dass er Maurers Wahlkampf «bewundert». Diener habe «nie diese Power».

Die Vorfälle der letzten Wochen sind die logische Fortsetzung einer Selbstentzauberung auf Raten. Als die damalige Nationalrätin 1995 in die Zürcher Regierung einzog, schien ihr eine glänzende Karriere bevorzustehen. Sie startete fulminant, schloss kleinere Regionalspitäler, gegen vielseitigen Widerstand. Das verschaffte ihr Respekt. Mit ihren Auftritten vor dem Kantonsrat holte sich Diener Zustimmung bis weit ins bürgerliche Lager hinein. Gestandene Männer der FDP, die vorgängig beschlossen hatten, Dieners Geschäften die Gefolgschaft zu verweigern, schmolzen bei ihren Reden dahin. Anfänglich ganz auf Abwehr eingestellt, signalisierten sie bis in die Körperhaltung hinein Distanz. Dann begann Diener zu sprechen, «weiblich und weich», wie sich ein ehemaliger FDP-Parlamentarier erinnert, «in einer Mischung aus Larmoyanz und Überzeugungsversuchen». Die Wirkung war erstaunlich. Die Blicke richteten sich von den Zeitungen weg auf die sanft fordernde Politikerin. Einer nach dem andern fiel um.

Die grüne Aussenseiterin wurde protegiert, der freisinnige Regierungsrat Eric Honegger nahm Diener unter seine Fittiche. Die Frau weckte männliche Beschützerinstinkte. Ihr Auftreten faszinierte, weit über das Politische hinaus. Sie hatte Verehrer und Liebhaber aus der «Grauzone FDP», wie ein Partei-Insider doppeldeutig formuliert: «Sie wollte dem Establishment gefallen.»

Das mag einer der Gründe sein, dass Diener von ihrem anfänglich klaren Kurs abkam. Im Nationalrat, dem sie von 1987 bis 1998 angehörte, wählte sie konsequent links-grün. 1992, im Abstimmungskampf um den EWR, nahm sie mit Christoph Blocher an Podien teil – wie Blocher auf der Nein-Seite. Die beiden galten als eingespieltes Team. Dann änderte Diener ihre Ansicht: Sogar die EU war nun das Ziel der Grünen. Abrupte Richtungswechsel und ein Hang zur Unentschlossenheit wurden zu ihren Markenzeichen. Zuerst war sie gegen eine Beschränkung des Flughafens Kloten (wie sie die sogenannte Plafonierungsinitiative will), dann, unter bestimmten Auflagen, dafür.

Nachteilig für den Forschungsstandort Zürich wirkte sich Dieners Wankelmut in der gescheiterten Berufung des Herzchirurgen Thierry Carrel ans Zürcher Universitätsspital aus. Mit ihrer Verhandlungsführung stiess die Gesundheitsdirektorin den Starchirurgen vor den Kopf. Sie versprach ihm ein Zentrum für Herztransplantation, wollte dann keine solchen Transplantationen mehr durchführen, während der Regierungsrat doch wieder daran festhielt. Carrel, am Inselspital Bern tätig, hält fest: «Die radikalen Kurswechsel und Meinungswechsel von Frau Diener wären in der Medizin ein Todesurteil für die meisten Patienten.»

Die Gesundheitsdirektorin hat nicht nur Carrel und sein exzellentes Team vergrault. In ihrer Amtszeit hat die Zürcher Spitzenmedizin einen Teil ihres guten Rufs verloren. Eine ganze Reihe von Berufungen erstklassiger Mediziner scheiterte (Weltwoche Nr. 16/07: «Dieners Kampf gegen die Chefärzte»). Von den Klinikdirektoren bis zu den Assistenzärzten beklagt man sich über Dieners Führungsstil. Chefärzte hatten Mühe, überhaupt von ihr angehört zu werden. Als 14 Klinik- und Institutsdirektoren die Ablösung der ihrer Ansicht nach überforderten Spitaldirektorin Christiane Roth verlangten, liess sich Diener zehn Monate Zeit für eine Antwort. Ein offenes Gespräch, schreibt Urs Stoffel, Präsident der Ärztesgesellschaft des Kantons Zürich, sei «über die ganzen Jahre hinweg weitgehend unmöglich» gewesen.

Auch von den Stimmbürgern hat sich Diener entfernt. Zweimal haben sich die Zürcher für die Liberalisierung der ärztlichen Medikamentenabgabe ausgesprochen. Diener hat es während Jahren unterlassen, eine taugliche Regelung zur Umsetzung des Volkswillens vorzulegen. Das ärgert die

Ärztegesellschaft. Die Ständesvereinigung empfiehlt die ehemalige Gesundheitsdirektorin nicht für den zweiten Ständerats-Wahlgang. «Wir haben wenig Lust, Frau Diener nach Bern zu hieven», sagt Ärztegesellschafts-Präsident Stoffel. «Wir glauben nicht, dass sie in Bern für die Interessen Zürichs eintritt.»

«Sphinx» mit esoterischer Neigung

Solche Zweifel haben zusätzliche Nahrung erhalten. Die Kandidatin für den zweiten Zürcher Ständeratssitz hat unmittelbar nach ihrem Rücktritt als Regierungsrätin eine neue Aufgabe übernommen: Sie wurde Verwaltungsratspräsidentin der Solothurner Spitäler. Falls sie die Wahl ins Stöckli schafft, wären Interessenkonflikte vorprogrammiert. Das befürchtet man auch im Kanton Solothurn. Die FDP-Kantonalpartei hält fest, die Solothurner Spitalpolitik unterscheide sich «fundamental von jener des Kantons Zürich, der namentlich in der Frage der Spitzenmedizin einen eigenen (und eigenwilligen) Zug fährt». Die Spitalpolitik des Mittellandkantons ist auf die Nordwestschweiz ausgerichtet.

In ihrer zwölfjährigen Amtszeit als Regierungsrätin hat es Diener geschafft, sich überall unbeliebt zu machen. Nicht durch konsequente Entscheide, sondern durch ihren politischen Zickzackkurs und die Unfähigkeit, auf die Anliegen anderer einzugehen. «Einen gewissen Stolz hatte sie damals schon», sagt eine ehemalige Schulkollegin von Diener (ihr Vater war Sekundarlehrer in Flaach im Zürcher Weinland und galt als «starke Autorität»). Daraus ist eine Abgehobenheit geworden, die an Selbstherrlichkeit grenzt. Im Regierungsrat, so ein Ex-Kollege, sei sie «sehr machtbewusst» aufgetreten. Trotzdem sei sie nie fassbar gewesen, eine «Sphinx» mit esoterischer Neigung. Mehrere Monate nach dem forcierten Rücktritt von Dorothee Fierz (FDP), der in Dieners Zeit als Regierungspräsidentin fiel, wollte sie eine Kerze anzünden. Die Regierungsratskollegen sollten sagen, was der leere Platz von Fierz in ihnen auslöse.

Der (Kerzen-)Schein trügt: Diener, heisst es aus dem Regierungsrat, habe die anderen «zermürbt» – durch eine «fürsorgliche Art des Fertigmachens». Beispiele dafür gab sie auch in der Öffentlichkeit. Nachdem Chantal Galladé ihren Verzicht auf die zweite Runde der Ständeratswahlen bekannt gegeben hatte, lobte sie die ausgestochene Konkurrentin mit formvollendeter Herablassung. Und über Starchirurg Carrel urteilte sie, er habe «Unsicherheiten in gewissen Bereichen seiner Persönlichkeit».

(c) 2007 by Die Weltwoche, Zürich - E-mail: webmaster@weltwoche.ch